

Wenn die Kollegin missbraucht...

Die Strategien der Täterinnen

Die Strategien von Täterinnen, die in Institutionen missbrauchen, sind weitestgehend mit denen männlicher Täter identisch. Dennoch gibt es geschlechtsspezifische Besonderheiten in der Teamdynamik bzw. im Vorgehen von Missbraucherinnen, die diese zur Verschleierung der von ihnen verübten Verbrechen nutzen.

Vermengung von privaten und professionellen Kontakten

Frauen tauschen sich in der Regel offener über Intimitäten aus als Männer. Nicht selten versuchen Täterinnen von befreundeten Kolleginnen möglichst viele Informationen über deren Privatleben und das anderer Mitarbeiter/-innen der Institution zu erfahren. Dieses Wissen setzen sie ein, um die Wahrnehmung der Umwelt zu vernebeln, Abhängigkeiten aufzubauen und Intrigen gegen kritische Kolleginnen/Kollegen zu spinnen.

Weitaus intensiver als männliche Täter nutzen viele Täterinnen eine unzureichende Trennung von Institutionen zwischen privaten und beruflichen Kontakten, um Kolleginnen/Kollegen in intensive – manchmal stundenlange – Klärungsgespräche über Teamkonflikte oder Gespräche über persönliche/private Belastungen zu verstricken. Derartige den Arbeitskontext sprengende Gespräche lenken die Aufmerksamkeit der Kolleginnen und Kollegen von evtl. Hinweisen der Opfer auf Missbrauchshandlungen ab. Sie wecken zudem bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern häufig Schuldgefühle gegenüber den Kindern und Jugendlichen, die einen berechtigten Anspruch auf die in die „Klärung“ investierte Energie und Zeit der Mitarbeiter/-innen gehabt hätten.

Ebenso wie männliche Täter gehen auch Missbraucherinnen nicht selten sexuelle Kontakte mit Kollegen oder Kolleginnen ein, um sich deren „Solidarität“ zu sichern. Werden diese Beziehungen z.B. mit „Rücksicht“ auf evtl. Partner/Partnerinnen der Beteiligten oder aus Sorge vor evtl. Reaktionen der Institution heimlich gelebt, so haben Täterinnen ebenso wie männliche Täter kaum etwas zu befürchten: Dem Sexualpartner/der Sexualpartnerin fällt es meist noch schwerer als anderen Kollegen/Kolleginnen, die Hinweise auf Gewalthandlungen wahrzunehmen und den Missbrauch zu glauben, geschweige denn öffentlich zu machen.

Kultur der Grenzverletzungen

In einigen Fachkreisen besteht eine Kultur der (sexuellen) Grenzverletzungen. Oftmals werden Gespräche geführt, die in ihrer Intimität die Tragfähigkeit der persönlichen Beziehungen sprengen und nicht selten zu Verletzungen führen. So werden z.B. aufgrund einer erwarteten „Offenheit unter Frauen“ die persönlichen Grenzen von Kolleginnen häufig missachtet.

Es ist noch nicht einmal zwei Jahrzehnte her, dass in Frauenkreisen ebenso wie in anderen gesellschaftlichen Gruppierungen ein sehr „großzügiger Umgang“ mit persönlichen Grenzen herrschte – z.B. im Rahmen „üblicher“ Körperkontakte und gegenseitigen bzw. gemeinschaftlichen Untersuchungen und Behandlungen. Viele engagierte Frauen können sich auch noch gut an die Waschräume in Tagungsstätten erinnern, in denen noch nicht einmal die Toiletten durch Türen abgetrennt waren. Diese extremen Formen der Verletzung persönlicher Grenzen sind inzwischen Historie. Die Sensibilität für die Achtung persönlicher Grenzen ist enorm gestiegen. Auch in Frauenkreisen ist es z.B. wieder zunehmend Standard, dass persönlich nicht bekannte Frauen zunächst gesiezt werden.

Täterinnen versuchen oftmals in ihren Teams auf kollegialer Ebene Umgangsweisen durchzusetzen/aufrechtzuerhalten, die der skizzierten überholten „Kultur der (sexuellen) Grenzverletzungen“ entsprechen und zu einer Desensibilisierung gegenüber (sexuellen) Grenzverletzungen beitragen. Nicht selten beschreiben Kolleginnen nach der Aufdeckung eines Falles, dass die Täterin ihnen wiederholt körperlich zu nahe gekommen sei; sie sich jedoch nicht getraut hätten, dies im Rahmen von Teamsitzungen zum Thema zu machen. Hätte ein Kollege sich in vergleichbarer Art und Weise grenzverletzend verhalten, so hätten sie eher ihrer eigenen Wahrnehmung getraut und sich leichter zur Wehr setzen können.

Die Masken der Täterinnen

Viele Täterinnen begegnen ihren Kolleginnen mit großer persönlicher Aufmerksamkeit: Sie stellen eine „besondere Beziehung“ her und setzen sich die „Maske der weiblichen Verbündeten“ auf, sie geben z.B. vor, für persönliche Belastungen Verständnis zu haben und die Arbeitsleistung der Kolleginnen zu wertschätzen. Diese Maske wählen sie

bevorzugt dann, wenn es an einer entsprechenden Wertschätzung von Seiten der männlichen Kollegen mangelt.

Eine nicht seltene Maske von Täterinnen in Institutionen ist die der „Fachfrau gegen sexualisierte Gewalt“. Zartbitter Köln war in den letzten 10 Jahren wiederholt mit Fällen konfrontiert, in denen Täterinnen sich innerhalb ihrer Institutionen einen Status als Fachfrau sowohl in der Präventionsarbeit gegen sexuellen Missbrauch als auch in der Arbeit mit betroffenen Mädchen und Jungen erarbeitet hatten.

Einige der Täterinnen arbeiteten in einem gemischtgeschlechtlichen Team und hatten gemeinsam mit einem Kollegen missbraucht. In diesen Fällen war zunächst die sexuelle Ausbeutung durch den Kollegen aufgedeckt worden. Die Gewalttaten durch die Frau wurden von den Kindern und Jugendlichen in diesen Fällen erst sehr viel später benannt.

Eine für Kolleginnen und Kollegen besonders schwer zu durchschauende Maske von Täterinnen ist die des Opfers sexueller Gewalt. Einige Missbraucherinnen lenken von ihren sexuellen Grenzverletzungen dadurch ab, indem sie am Arbeitsplatz immer und immer wieder eigene sexuelle Gewalterfahrungen zum Thema machen. Übt eine Kollegin/ein Kollege (vorsichtige) Kritik an ihrem Umgang mit Kindern und Jugendlichen, so versuchen sie nicht selten selbst erlebte Gewalthandlungen und deren Folgeproblematiken im Detail als Begründung für berufliche Fehler zu geben und somit Mitleid zu erheischen. Mit moralischem Druck wird dem Team solidarisches Verhalten abverlangt; es soll möglichst schonend, kritiklos und quasi „therapeutisch“ mit der Täterin umgehen.

Einige Täterinnen sprechen offen über eigene Gewaltanteile. Sie können damit rechnen, dass die Maske der einsichtigen Kolleginnen und Kollegen oftmals blockiert, genauer hinzuschauen. Ursache für diese Blockade ist nicht selten ein unzureichendes Wissen über die Strategien der Täterinnen und deren Psychodynamik. Im Gegensatz zu männlichen Tätern, die fast immer ihre Gewaltanteile gänzlich abspalten und leugnen, sind einige Täterinnen sich ihrer Gewaltanteile etwas bewusster. Einzelne setzen die offene Benennung derselben als eine gezielte Strategie zur Wahrnehmungsverzerrung der Umwelt ein. Sie können davon ausgehen, dass die Umwelt es positiv sank-

tioniert, wenn sie sich „einsichtig zeigen“. Viele Fachkräfte psychosozialer Arbeitsfelder gehen fälschlicherweise von der Annahme aus, allein schon die Benennung von eigenen Gewaltanteilen sei bei Täterinnen Ausdruck einer vorhandenen Opferempathie und der Bereitschaft, an den eigenen Täteranteilen zu arbeiten.

Wahrnehmungsblockaden männlicher Kollegen

Es nicht verwunderlich, dass sexueller Missbrauch durch Mitarbeiterinnen aus Institutionen eher durch Kolleginnen als durch Kollegen aufgedeckt wird. Nicht nur, dass die Tatsache und das große Ausmaß des Machtmissbrauchs und sexualisierte Gewalt durch Frauen auch heute noch im fachlichen Dialog weitestgehend geleugnet wird und als unvorstellbar gilt, für männliche Fachkräfte ist dieser meist noch schwerer zu erkennen und zu benennen als für weibliche. Es ist für die männlichen Mitarbeiter psychosozialer Arbeitsfelder typisch, dass ihr berufliches Handeln maßgeblich vom Selbstbild des männlichen Beschützers geprägt wird, der sich vor allem für Kinder und Frauen einsetzt und bestrebt ist, diesen nach oftmals gegebenen negativen Vorerfahrungen mit Männern ein positives Männerbild zu vermitteln. Oftmals ist eine Folge dieses Selbstbildes, dass sie im Kontakt mit Frauen mit ausgeprägten Täterinnenstrukturen eine Wahrnehmungs- und Denkblockade haben und deren Täterinnenanteile ausblenden – insbesondere wenn diese die Verbalisierung ihrer eigenen Opfererfahrung dazu benutzen, um von ihren Täterinnenanteilen abzulenken bzw. zu rechtfertigen. Verstärkt wird die Wahrnehmungsverzerrung männlicher Fachkräfte durch eine allgemeine Tendenz, ungerechtfertigter Weise das grenzverletzende Verhalten von Frauen mit einem anderen Maßstab zu messen als das von Männern (z. B. eindeutige sexuell getönte Grenzverletzungen und exhibitionistische Handlungen zu bagatellisieren). Ferner erleben männliche Fachkräfte psychosozialer Arbeitsfelder aufgrund der häufigen Konfrontation mit männlicher Gewalt in ihrem Arbeitsalltag sich selbst als „Vertreter eines schuldbeladenen Geschlechts“. Werden diese Männer von grenzverletzenden Kolleginnen unberechtigterweise mit Vergewaltigern/„Peinigern“ verglichen bzw. gleichgestellt, so können sie sich gegen diese Vorwürfe meist nur sehr schwer abgrenzen.